

Klasse als performativer Prozess in Ethnografie und Forschungsalltag

Marion Hamm, Janine Schemmer

Zusammenfassung

Ausgehend von einer gemeinsamen biografischen Rekonstruktion ihrer Wege an die und in der Universität plädieren die Autorinnen für einen prozessualen, dynamischen und relationalen Klassenbegriff, der offen ist für die Verquickung intersektionaler gesellschaftlicher Ein- und Ausschlussmechanismen. Die ethnografische Methodik verstehen sie als einen Prozess der kontinuierlichen Aushandlung, in dem die Positionierung der forschenden Person auf forschungsrelevante und wissensgenerierende Fragen und Thematiken verweist. Sie argumentieren, dass ethnografisches Forschen darüber hinaus zur Überlebensstrategie in Situationen einer auch klassenbezogenen Verunsicherung werden kann, etwa in prekären Lebens- und Arbeitssituationen oder beim Übergang in die professionelle Wissenschaft, womöglich mit mehrjährigem Vertrag. Diesen Vorschlag zum Verständnis von Klasse und Ethnografie setzen sie am Beispiel der für ihre Dissertationen gewählten ethnografischen Felder im Hamburger Hafen und auf dem Terrain der Prekarisierungsbewegung der 2000er Jahre um.

Schlagwörter: Klasse, Performativität, akademisches Prekariat, Subjektivierung, Alltag

Dr. Marion Hamm, Institut für Europäische Ethnologie, Universität Wien, Österreich 

Dr. Janine Schemmer, Institut für Kulturanalyse, Universität Klagenfurt, Österreich 

Fragen und unmögliche Positionierungen

Die frisch gedruckte Magisterarbeit liegt auf dem Küchentisch. Daneben, stolz, die frischgebackene Magistra. Der Vater kommt an den Tisch. Er holt seinen Tabak vor, rollt sich eine Zigarette. Die Arbeit benutzt er als Unterlage. Gedankenlos, einfach eine alltägliche Handlung. Trotzdem, es wäre schön gewesen, hätte er sie in die Hand genommen, wenigstens kurz durch die Seiten geblättert.

Zum bestandenen Abitur hat ihre Mutter ihr im Einkaufszentrum ein knallrosa T-Shirt gekauft. Sie hat es lange getragen. An einen Glückwunsch zum Studienabschluss erinnert sie sich nicht. Bei ihrer Hochzeit, gut 20 Jahre später und längst promoviert, scherzt der Festredner, ihr Patenonkel, man wisse ja nicht, ob sie ihr Studium jetzt fertig hätte.

Solche Erfahrungen teilen wir wohl mit vielen Frauen, die seit der Öffnung der bundesrepublikanischen Universitäten in den 1970er Jahren ein Studium absolvierten, oft als erste in ihren Familien. Der Bildungsaufstieg war und ist für viele, wenn nicht mit einer Entfremdung, so doch einer gewissen Distanz zum Herkunftsmilieu verbunden und bringt dort nicht unbedingt Anerkennung. Spätestens am Ende des Studiums stellt er die Aufsteigenden neben persönlichen oft auch vor berufliche Herausforderungen, wie etwa die Frage nach der Universität als dauerhaftem Arbeitsplatz. Nach einigen Runden im Post Doc-Karussell erweist sich die Promotion für viele als Ticket in langfristige Prekarität, denn unbefristete Positionen im wissenschaftlichen Betrieb sind rar (Bahr et al. 2022) und die „oberen Plätze [...] der Karriereleiter immer noch dünn“ (Gutekunst & Rau 2023: 179). Lehr- und Forschungstätigkeiten werden häufig mit Zeitverträgen durchgeführt. Viele sind daher, unterbrochen von Phasen der Arbeitslosigkeit, in Museen, Verlagen, Kultur- und Sozialarbeit, freiberuflich oder ganz woanders tätig, wenige werden Professor:innen.

Der Call für dieses Special Issue hat uns derart angesprochen, dass wir trotz vieler anderer Verpflichtungen ein Abstract geschickt haben. Unsere Arbeitssitzungen nahmen immer wieder die Form ausgedehnter biografischer Erzählungen an, die scheinbar weitab von unserem Schreibvorhaben lagen und in denen wir uns dem Einsatz klassenspezifischer Codes im universitären Machtgefüge widmen wollten – bis wir diese gemeinsame Erkundung als den Versuch einer Rekonstruktion unserer persönlichen *Klassenreise* (Aumeier & Theißl 2020) erkannten. Der Begriff der Klassenreise entspricht unserer Erfahrung, indem er auf einen reflexiven Prozess verweist, der mehrfache Positionierungen zulässt, die weder auf eine zielgerichtete Bewegung ‚von unten nach oben‘ ausgerichtet sind, noch andere Formationen auf- oder abwertet. Damit bringt der Begriff eine Dynamik und Bewegung zum Ausdruck, die auch unser subjektives Erleben und unsere Praxis kennzeichnet. Bezugnehmend auf Thomas Etzemüllers (2019) Analyse des akademischen Auftritts spürten wir, ausgehend von unseren Erfahrungen in Herkunftsmilieu und Forschungsfeld, der „inneren Formatierung von Subjekten“ (ebd.: 15) nach. Dabei weiteten wir den Begriff der „Performanz in der Wissenschaft“ (ebd.) auf Interaktionen in Herkunftsmilieu und Forschungsfeld aus, und bezogen diese auf klassenbezogene Performativität im Sinne von Wirkmächtigkeit. Methodisch ähnelte dieser Prozess den Formen feministischer Selbsterfahrung. So entstanden die eingangs gesetzten Vignetten aus persönlichen Erzählungen, die wir – ähnlich wie bei der von Frigga Haug (1990) formulierten *Erinnerungsarbeit* – niederschrieben und gemeinsam bearbeiteten. Im Rückblick finden wir auch Elemente autoethnografischen Vorgehens, vor allem hinsichtlich einer geforderten kritischen kulturwissenschaftlichen Reflexion „neoliberaler (Arbeitsmarkt)-Politiken“ (Ploder & Stadlbauer 2013: 390), damit zusammenhängenden Machtgefällen und einem „mutigen Einsatz der Methode“ (ebd.: 375).

In den folgenden Überlegungen arbeiten wir mit einem relationalen Klassenbegriff, der offen ist für intersektionale Bezüge, und der die Frage nach der Produktion und Reproduktion sozialer Ungleichheit weder deterministisch verkürzt, noch sie auf die kulturellen feinen Unterschiede ohne Berücksichtigung einer Klassenposition in kapitalistischen Verhältnissen reduziert (vgl. Baron 2014). Uns ist daran gelegen, Zusammenhänge von Klassenpositionierung und Ethnografie, oder besser, ethnografischem Handeln inner- und außerhalb des akademischen Betriebs unter neoliberalen Vorzeichen auszuloten. Wir richten den Fokus zunächst auf kulturelle Differenzenerfahrungen, die wir auf unserer biografischen Klassenreise gemacht haben und machen, indem wir Klasse als einen dynamischen Prozess beschreiben. Danach greifen wir Juliane Stückrads (2022) Überlegungen zum Einsatz von Ethnografie als Überlebensstrategie in Phasen der Verunsicherung auf und entwickeln sie bezogen auf

Klasse weiter. Schließlich wenden wir uns den Forschungsfeldern zu, die wir für unsere Dissertationen gewählt haben: Die Transformation der Arbeit im Hamburger Hafen (Schemmer 2018) und das Terrain der europaweiten Prekarisierungsbewegung (Hamm 2015). Wir zeigen Mechanismen auf, mit denen dort Klasse hergestellt, affirmiert, in Frage gestellt oder reproduziert wurde und auf welche Weise wir dort nicht nur geforscht, sondern uns auch klassenmäßig subjektiviert haben. Wir argumentieren, dass das jeweilige Forschungsinteresse und die ethnografische Herangehensweise auch als Stationen auf unseren Klassenreisen lesbar sind, die in eine bewusstere Selbstpositionierung mündeten.

Klasse als Prozess

Klassen- und Frauenschicksal determinierten unsere Lebens- und Bildungswege nicht in dem Ausmaß, wie es noch bei der Generation unserer Eltern und Großeltern der Fall gewesen wäre. Die Vorstellung, dass unsere Wege nicht vorbestimmt sind, finden wir auch in unseren Forschungen wieder. Sie korrespondiert zunächst mit dem diskursiv hegemonialen Versprechen des sozialen Aufstiegs. Sie entspricht auch dem Marx'schen Diktum, die Menschen machten ihre eigene Geschichte. Doch anders als die oft disziplinierenden Ratgeber für neoliberale Selbstverwirklichung oder die klassischen Selfmade-Erfolgs Erzählungen schränkte Marx seine Aussage noch im gleichen Satz ein: Denn wir „machen [die eigene Geschichte] nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen“ (Marx 1960: 115). Wie andere Forschende beschäftigen wir uns mit der Gestaltbarkeit der eigenen Lebensentwürfe innerhalb systemischer Beschränkungen und den damit verbundenen normativen Erwartungen, im Feld und in der eigenen Biografie.

Episoden wie die eingangs beschriebenen erinnern wir weniger als Frustration; eher haben wir sie vielleicht manchmal bedauernd als gegeben hingenommen. Sie verweisen darauf, dass zwischen dem Umfeld, aus dem wir kommen und dem wissenschaftlichen Betrieb, in dem wir unseren Lebensunterhalt verdienen und dem wir uns verbunden fühlen, oft gefühlt unüberbrückbare Welten liegen.

Unser Ausgangspunkt war ein viel zitierter Satz der Historikerin und studierten Lehrerin Carolyn Steedman, mit dem sie die Weiterschreibung von Klassenverhältnissen und deren subtile Verschleierung verdeutlicht. Sie schreibt von der Begegnung mit einer Buchautorin bei einer Party. Während sie sprechen, denkt Steedman „quite deliberately“: „We are divided: a hundred years ago I'd have been cleaning your shoes. I know this and you don't“ (1986: 2). Solch eine deutlich klassenbasierte Zurückweisung der gerade im universitären Milieu oft vorausgesetzten egalitären Gesellschaft ist in unserem Repertoire nicht vorhanden. Anders auch als bei den Frauen, die Hannelore Bublitz (1980) in ihrer Dissertation *Ich gehörte irgendwie so nirgends hin... Arbeitertöchter an der Hochschule* in den 1970er Jahren beschrieb, und von denen eine sie selbst war, entspricht unser Klassenhintergrund nicht dem Bild eines klassischen Arbeitermilieus. Die Kämpfe, die Bublitz eindrücklich nachzeichnet, waren nicht unsere. Bedeutet das, dass Klasse in unseren Werdegängen keine Rolle spielte?

Bernd Jürgen Warneken beschäftigte sich 2019 mit der Frage, warum in den Nachfolgedisziplinen der Volkskunde nur wenige oder, wie er formuliert, „zu wenige“ Untersuchungen zu Lebensweisen und Kulturen von Angehörigen unterer und mittlerer Bildungs- und Sozialschichten durchgeführt werden. Als einen möglichen Grund konstatierte er, dass „fast alle Forscherinnen ‚Mittelschichtskinder‘“ seien und als solche „keine persönliche Beziehung ‚nach unten‘“ (Warneken 2019: 122) hätten. Doch auch in dieser Charakterisierung finden

wir unsere Herkunftsfamilien nicht recht wieder. Zwar mögen wir im kleinbürgerlich-mittelständischen Milieu der von dem Soziologen Helmut Schelsky als ideologisches Gegenkonzept zur Klassengesellschaft proklamierten „nivellierten Mittelstandsgesellschaft“ (Braun 1989) aufgewachsen sein. Doch entsprechen unsere Familien weder der bürgerlichen noch der akademischen Norm. Man könnte nun fragen: Aber wer passt da schon rein? Wie bei anderen Kolleg:innen gibt es auch bei uns Brüche, die selbst im Bild einer als breit und durchlässig verstandenen Mittelschicht, wie es an der Universität in Szene gesetzt wird, nicht vorgesehen sind. Migrationserfahrungen über die Generationen hinweg, räumliche Brüche, soziale Auf- und Abstiege, uneheliche Elternschaften, alleinerziehende Großmütter, unbekannte Großväter, künstlerisch-prekärer Gelderwerb von Vätern, fremder Dialekt, Eltern ohne Abitur – das sind einige Elemente, die wir in den Familiengeschichten finden, die uns geprägt haben und die weder im öffentlichen Bild der erfolgreichen Akademikerin Platz haben, noch in dem des aufstiegsorientierten Mittelschichtsmädchens. Zu nennen ist besonders eine Differenz zur Erfahrung des Aufwachsens in Akademikerfamilien. Bei der Karriereplanung konnten wir als erste, die eine universitäre Laufbahn einschlugen, nicht auf familiär eingeschriebene Netzwerke und Wissensbestände zurückgreifen. Solche Prägungen haben Langzeitwirkung. Auch wenn viele von uns ihre Andersheit nicht vor sich hertragen – aus der habituellen Mimikry eine unumwundene Integration in den Schoß der kulturell dominanten Mittelschicht und dann der Alma Mater abzuleiten, wäre ein Trugschluss. Das Navigieren zwischen Herkunfts- und akademischem Milieu mag sich scheinbar spontan und nebenbei vollziehen. Erst bei genauerem Hinsehen wird die permanente Arbeit an der eigenen Subjektivierung im Austausch mit unterschiedlichen Einflüssen und Umfeldern sichtbar – manchmal im Einklang mit den Erfordernissen akademischer Performanz, manchmal ihr zuwiderlaufend.

Die Frage nach unserem Platz in Gesellschaft und Universität hat uns über die Jahre begleitet. Situativ haben wir uns mal in die Arbeiterklasse, mal ins Kleinbürgertum und mal in die ‚breite Mittelschicht‘ einsortiert, mal das Privileg dieser Positionierung zurückweisend, mal davon profitierend. Den Klassenbegriff haben wir einer noch vom Antikommunismus des Kalten Kriegs geprägten Schulbildung entsprechend vermieden oder aufgrund der Einbettung in die vermeintlich natürlich gewordene Wohlstandsgesellschaft der 1980er Jahre scheinbar irrelevant erscheinend kaum eingesetzt. Wir sind gewissermaßen klassische Klassenübergängerinnen, die sich in und zwischen mehreren Klassen bewegen (Jaquet 2018) und in diesem individuellen, vielschichtigen Prozess doch immer wieder an ihre Grenzen stoßen.

Mit der Öffnung der Universitäten für Studierende aus unteren und mittleren Herkunftsmilieus in der Bundesrepublik der 1970er Jahre unter einer sozialdemokratischen Regierung schienen Positionierungen in einem wie auch immer gearteten Dazwischen zum Normalfall zu werden. Mit der Ökonomisierung der Universitäten und des akademischen Arbeitens und dem Credo der Wettbewerbsfähigkeit wurde die Dimension Klasse wieder deutlicher spürbar (Färber et al. 2015). Zwar sind Universitäten heute keine ausschließlich bürgerlichen Institutionen mehr, sie wurden durch diverse Programme und Initiativen durchlässiger und heterogener. Doch wurden neue Hürden und Formen der In- und Exklusion etabliert: Ein verschultes, auf Druck basierendes Bachelor-Studium, das eine Nebenbeschäftigung erschwert; der Ersatz eines fest angestellten Mittelbaus durch eine Armee von akademischen Freischärlern; oder die unermüdliche Jagd nach Anschlussfinanzierungen mit ständigen Neuerfindungen.

Für uns kam es zu einer bewussten Auseinandersetzung mit unseren Differenzenerfahrungen und damit auch der Frage nach der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Klasse oder Milieu während des Studiums der Empirischen Kulturwissenschaft/Volkskunde, das wir an unterschiedlichen Standorten in Deutschland und England absolvierten. Die Universität gab uns – zwar in verschiedenen Jahrzehnten, aber in ähnlichen Lebensabschnitten – eine Sprache (Widhalm 2020: 28), mit der wir begannen, unsere Gefühle zu abstrahieren, unsere Klassenerfahrungen zu artikulieren und unsere Differenzenerfahrung einzusortieren. Als Studierende und später als Studierende konnten wir im sozialen Raum einer wie auch immer gearteten Mittelschicht ankommen, in der wir uns akzeptiert fühlten und deren Regeln wir zu spielen wussten. Im Laufe dieser Klassenreise rückten Beobachtungen und Wahrnehmungen in ein neues Licht, die wir aufgrund von Unsicherheit, Zurückhaltung, Neugier und Entdeckungslust am eigenen Leib spürten, die wir aber lange nicht benennen und zu denen wir keinen bewussten Zugang gewinnen konnten. Die in diesem Prozess zur Wirkung kommenden gesellschaftlichen Machtverhältnisse und -dynamiken lassen sich am ehesten mit multiplen, intersektionalen Perspektiven fassen (Binder & Hess 2011). Klasse wird hier als transversale Kategorie gedacht, die stets mit weiteren Dimensionen verknüpft ist und die zu berücksichtigen sind, um Ungleichheitsverhältnisse und Klassenverschiebungen umfassend zu kontextualisieren und zu analysieren (Graf et al. 2022). Klasse, Gender und Rassismus sind Erfahrungen, die uns alle irgendwie betreffen. So ist Klasse nicht nur Thema für Kinder aus der traditionellen Arbeiterklasse, Gender nicht nur Thema für Frauen, und Rassismus betrifft auch diejenigen, die ihn entgegen ihrer politischen Überzeugungen dennoch perpetuieren. Der intersektionale Zugang lenkt den Blick auf die Verknüpfungen zwischen unterschiedlichen „Differenzkategorien“ (Gutekunst & Rau 2023: 179) mit ihren je eigenen Machtverhältnissen.

Aus unserer gegenwärtigen Position heraus verstehen wir Klasse im Kontext einer Verschärfung sozialer Gegensätze und einer Verschiebung der Klassenverhältnisse mit neuen feinen Unterschieden und kulturellen Zuschreibungen. Die neoliberale Neuformierung der Gesellschaft wirft das Klassengefüge durcheinander und zeigt auch im privilegierten Raum der Universität ihre Wirkung (Gutekunst & Rau 2023: 180). Unter diesen Bedingungen ist es wieder schwieriger geworden, die soziale Leiter hinaufzusteigen. Unbefristete Stellen an der Universität sind zu einer Seltenheit geworden (Klecha & Krumbein 2008). Prekäre Arbeitsverhältnisse wiederum nehmen Einfluss auf das professionelle Selbstverständnis von Wissenschaftler:innen, um das sie immer wieder aufs Neue ringen müssen (Bahr et al. 2022). Wir erleben Klasse daher auch im beruflichen Umfeld als Praxis des Suchens, Positionierens und Inszenierens, getrieben vom Druck, sich ständig neu erfinden zu müssen, um in einem System zu bestehen, in dessen Logik man oft doch nur widerwillig funktionieren mag. Um das umzusetzen, braucht es nicht nur ökonomisches, sondern auch soziales und kulturelles Kapital, das kundig in Szene zu setzen ist. So ist der Prozess der Formierung von Klassenbewusstsein letztendlich auch ein performativer.

Ethnografie als Überlebensstrategie

Der reflexive methodische Zugang des Faches und die thematische Offenheit ermöglichten es, unsere soziale Mobilität verstärkt zu reflektieren – mal mehr, mal weniger bewusst. Mit dem Fokus auf der Erfahrung und dem Verstehen des Alltags im Forschungsfeld und dessen historischer Perspektivierung gleichen wir – ob gewollt oder nicht – das im Studium gewon-

nene Wissen mit eigenen Wahrnehmungen ab. Im Forschungsfeld kamen wir mit verschiedenen Lebensentwürfen in Berührung, setzten uns mit diesen intensiv auseinander und erkannten, dass so genannte Randerfahrungen immer Teil einer Normalität sind, auch wenn sie kaum als solche verhandelt und repräsentiert werden. Und so führte der fachliche Zugang unweigerlich auch zu uns selbst. Denn wir wurden auf unterschiedliche Weisen und in diversen Situationen mit den eigenen Vorerfahrungen und familiären Narrativen konfrontiert, und konnten uns diesen aus einer sicheren Distanz neu annähern.

Wie und warum funktionierte nun das ethnografische Vorgehen auf unseren Klassenreisen? In der Ethnografie ist die reflexive Selbstverortung der Forschenden in Beziehung zum Forschungsfeld zentrales methodisches Instrument (Bonz et al. 2017; Eisch 2001). Beate Binder (2008: 11) beschreibt die Ethnografie folgendermaßen: Es gehe „um das Sichtbarmachen von (marginalisierten) Lebensformen, um das Infragestellen kultureller Selbstverständlichkeiten, um die Verflüssigung verfestigter Vorstellungen von der nur einen möglichen Welt(-ordnung), um die Darstellung von Konfliktlagen und das Ausloten von Möglichkeitsräumen“. Durch das Oszillieren zwischen Nähe und Distanz, zwischen diversen Akteuren und Positionen, und durch die Prämisse des sich Befremdens trägt die Ethnografie als Methode dazu bei, kulturelle Differenzerfahrungen als solche zu erkennen und zu benennen. Ethnografische Forschungen zeigen zudem die Heterogenität und Komplexität eines Feldes und einer Thematik auf, was vereindeutigende Grenzziehungen von vornherein ausschließt. Es sind die Möglichkeiten der Positionierungen im Dazwischen, von denen wir uns beide angezogen fühlen. So erfordert die Ethnografie nicht nur die Standortbestimmung im Feld, sondern trägt auch zur Reflexion der eigenen Biografie bei.

Wir haben die ethnografische Herangehensweise nicht zufällig gewählt. Mit unseren Forschungsthemen und -feldern verbinden uns Erfahrungen und Vorstellungen von Klasse. Die Ethnografie entspricht unserem Begehren, hinter die Kulissen des Alltags zu blicken, und bringt uns dem Faszinosum näher, wie sich Menschen narrativ und performativ zwischen Randständigkeit und Erfolgsbiografie bewegen. Dabei lassen sich eigene Erfahrungen mit anderen Lebensrealitäten abgleichen. Das ethnografische Vorgehen erlaubt uns, daneben zu stehen und dennoch dabei zu sein.

Juliane Stückrad schreibt hinsichtlich ihrer Forschung vor der eigenen Haustür, dass sich die Ethnografie zur Überlebensstrategie in schwierigen Momenten entwickelte: „Wenn die Welt zu nah heranrückt und Momente der Unübersichtlichkeit verunsichern, hilft Ethnografie, Distanz aufzubauen und Überblick zu erhalten“ (Stückrad 2022: 21). So erging es Marion, als sie sich Ende der 1990er Jahre der Londoner aktivistischen Szene annäherte, noch neu in der Stadt und neben der Eingewöhnung mit beruflichen und familiären Verunsicherungen beschäftigt. Manche Praktiken in diesem Milieu kannte sie aus Deutschland, anderes war ihr unverständlich, fast exotisch. Bei den Treffen von *Reclaim the Streets* signalisierten ihr Redewendungen wie *sheep eat men* oder der oft genannte Begriff der *enclosures*, dass sie viel zu lernen hätte, bevor sie sich dort heimisch fühlen würde. In dieser Situation fuhr sie ihre ethnografischen Antennen aus: So konnte sie mit dem verunsichernden Fremdsein umgehen wie eine Ethnografin, die sich in einem neuen Kontext bewegt und Irritationen als wertvolle Hinweise auf das Feld verarbeitet. Der ethnografische Zugang diene ihr als Strategie der Akkulturation (Hamm 2002). In diesem Beispiel für Ethnografie als Überlebensstrategie scheint die Dimension Klasse zunächst ausgespart zu bleiben. Die Entschlüsselung der oben genannten Redewendungen zeigt jedoch, dass die politische Erzählung von *Reclaim the Streets* über den Rückgriff auf ein spezifisch englisches kollektives Gedächtnis Bezüge auf Klasse beinhaltet. Der Historiker E. P. Thompson bezeichnete die historischen *enclosures* –

die Einhegungen des vormals von der Bevölkerung genutzten Landes zum Zweck der profitablen Schafzucht – als „a plain enough case of class robbery“ (Thompson 1963: 219). Mit der eigenwilligen Interpretation ihrer Straßenparties als „attack on cars as a principle agent of enclosure“ (Flugblatt 1998, zitiert nach Past Tense 2019: o.S.) positionierte sich die Bewegung in einer Geschichte des Klassenkampfes in neuem Gewand. Für Janine ließ die ethnografische Methode das stark stereotypisierte Fremdbild über die Menschen im Hafen sowie die komplexen Hierarchien und (Klassen)Strukturen hinter den abstrakten Kategorien Technik und Raum konkret und erfahrbar werden.

So stellt die Ethnografie für uns in Momenten der Orientierungslosigkeit und Bewegung zwischen unterschiedlichen Feldern und Milieus eine Möglichkeit dar, eigene Gedanken neu zu sortieren und Perspektiven zu analysieren. Sie schärft die Wahrnehmung und hilft auf professioneller Ebene beim Navigieren von Fremd- und Selbstbildern, während sie gleichzeitig auf die persönliche Ebene übergreifen und beide verbinden kann. Die ethnografische hat mehr als andere Methoden der Kultur- und Sozialforschung das Potenzial dazu, weil die Wahrnehmung der Ethnograf:in zentral ist. Damit öffnet die Feldforschung nicht nur Türen ins Feld, zu sozialen Gruppen und deren Praktiken. Gerade in Umbruchsphasen wie etwa der Zeit des Promovierens trägt die ethnografische Methodik dazu bei, Dynamiken nachvollziehbar zu machen, Zugänge und subjektive Positionen zu verstehen und damit nicht nur dem Feld und seinen Akteuren, sondern auch den eigenen Projektionen und deren Ursachen auf die Spur zu kommen.

Implizites Wissen über Klasse: Hafendarbeit in Hamburg ethnografieren

In meiner Dissertation analysierte ich (Janine) berufsbiographische Erzählungen ehemaliger Hafendarbeiter mit Blick auf den technischen Wandel. Das Hafendach Hamburg, in dem ich bereits einige Jahre vor meiner Feldforschung als studentische Mitarbeiterin jobbte, war ab 2010 der Ausgangspunkt für meine ethnografischen Erkundungen im und über den Hafen. Das Hafendach ist eine Außenstelle des Museums der Arbeit. Der denkmalgeschützte Schuppen, in dem das Museum untergebracht ist – ein atmosphärischer Raum, in dem die traditionelle Arbeit sinnlich erfahrbar ist –, hat bis heute eher den Charakter eines Schaudenpots. Der museale Alltag wurde neben einer Museumsleitung, deren Assistenz und einigen studentischen Mitarbeiter:innen überwiegend durch ehrenamtliche Männer sowie wenige Frauen bestritten. Einige Ehrenamtliche waren bereits seit den späten 1980er Jahren an der Planung des Museums beteiligt, 2005 öffnete es offiziell seine Türen.

Im Hafendach trafen damals ehemalige Kaiarbeiter, Kapitäne, Gewerkschafter, Talymänner, Containerbrücken- und Kranfahrer, Ausbilder und wenige Akteure aus ganz anderen Bereichen, die das Hafendach in ihrem Ruhestand als ehrenamtliches Beschäftigungsfeld für sich entdeckt hatten, aufeinander. Mir imponierte vor allem, wie sie gemeinsam für das Museum einstanden und es am Laufen hielten. Einen ähnlich familiären Zusammenhalt assoziierte ich mit der früheren Arbeitswelt am Hafen, die ich von Bildern kannte und die im Museum präsentiert wurde.

Als Studentin gehörte es mitunter zu meinen Aufgaben, mit anzupacken und allerlei anfallende Arbeiten zu erledigen. Ich scheute davor nicht zurück, und durch das unhinterfragte gemeinsame körperliche Agieren traten wir alle auf Augenhöhe miteinander in Aktion. Der manchmal raue und chauvinistische Umgangston, gegen den einige Studentinnen versuchten anzugehen, forderte mich eher spielerisch heraus, als dass er mich irritierte. Er

war für mich Teil des Milieus, und ich wusste aufgrund eines nicht weiter reflektierten impliziten Wissens darauf zu reagieren. Zugleich wurde ich im Museum als dem akademischen Milieu zugehörig wahrgenommen. Diese scheinbar gegensätzlichen Positionierungen eröffneten mir heterogene Einblicke ins Feld. Von den aus dem Arbeitermilieu kommenden Ehrenamtlichen, die selbst im Hafen tätig waren, lernte ich viel über soziale Ressourcen und die Tricks, mit denen sich die gemeinsame, aber schwere Arbeit erleichtern ließ. Die Ehrenamtlichen, die Qualifizierungen oder ein Studium hinter sich hatten und vormals Führungspositionen einnahmen, teilten ihre Eindrücke aus hafenpolitisch-organisatorischer Sicht. Zwischen den Zeilen kommunizierten alle ihre Einschätzungen zu den über die Jahrzehnte einwirkenden wirtschafts-politischen Kräfte auf die Entwicklungen.

Die vielfältigen Weisen, auf die die Ehrenamtlichen im Museum Hafenarbeit (in all ihren Facetten) repräsentierten und in Szene setzten, faszinierten mich. Für die Besucher:innen waren sie Zeitzeugen, die die Arbeit und deren Wandel miterlebt hatten und damit authentisch verkörperten. Für die Ehrenamtlichen bildete das Hafensemuseum eine Art Bühne und die dort präsentierten Objekte die Requisiten, auf der und mit denen sie ihr Wissen – aus eigenen Erfahrungen sowie Erzählungen – über den Ort selbst und die traditionelle Arbeit vermittelten. Sie traten im Museum als Hafengemeinschaft auf, die von hierarchischen Unterschieden geprägt ist, aber geschlossen für die gemeinsame Sache einsteht. Das Museum diente mir somit als Vergrößerungsglas für veränderte Arbeitsverhältnisse und die Auswirkungen auf das Selbstbild der im Hafen Beschäftigten.

Die Auswahl der Interviewpartner stellte die erste große Hürde dar. Diskussionen mit Kolleg:innen aus verschiedenen Disziplinen vermittelten mir, dass die Figur des Hafenarbeiters viele Imaginationen hervorruft, wie den solidarischen, den kämpferischen oder den malochenden Arbeiter. Entsprechend wurden authentische Erzählungen erwartet (und das etwa 25 Jahre nach der Tagung *Arbeiterkultur seit 1945 - Ende oder Veränderung?*, Kaschuba et al. 1991). Wurde die Erwartungshaltung nicht erfüllt, fiel der Kommentar, ich hätte vielleicht die falschen Interviewpartner gesprochen, beziehungsweise wurde die Frage nach dem richtigen Interviewpartner diskutiert. Dieser Aspekt beschäftigte auch die Ehrenamtlichen im Museum, als ich sie um Hilfe bei der Suche nach potentiellen Interviewpartner:innen bat. Die Frage entfachte sofort hitzige Debatten darüber, wer ein legitimer Erzähler über die Arbeit im Hafen sei. Viele waren sich einig, dass sich die Person durch Expertenwissen auszeichnen sollte. An Debatten wie diesen zeigte sich, dass die Akteure im Museum auf berufliche Aufstiege zurückblicken konnten und ihre jeweiligen Karrierewege und Positionen nach dem Ausscheiden aus dem aktiven Berufsleben im Museum weiter verhandelten (Schemmer 2018: 62). Während ich damals damit beschäftigt war, mein Thema zu definieren und eine Fragestellung zu entwickeln, machen diese Szenen aus heutiger Sicht deutlich, dass hinter meiner methodischen Perspektive die Frage nach Klasse verborgen liegt. Derlei Aushandlungen mögen ‚klassistische‘ Züge aufweisen, lassen sich aber nicht auf diese reduzieren. Denn ein spielerischer Umgang mit stereotypen Zuschreibungen und kulturell geprägten Imaginationen ist längst Teil des Habitus vieler Arbeiter im Hafen und beeinflusst damit auch den Umgang mit Museumsbesucher:innen, der Forscherin und untereinander.

Dass auch ich klassenverhaftete Bilder der Figur des Hafenarbeiters im Kopf hatte, zeigt sich an folgender Episode. Mit einem meiner ehrenamtlichen Kollegen führte ich ein erstes Interview. Wir hatten uns im Museum zwischendurch immer wieder über die Veränderungen der Arbeit unterhalten. Auf seinen individuellen Werdegang gingen wir dabei kaum ein. In meiner Vorstellung war er der klassische Arbeiter, da er zu allen Tätigkeiten viel zu berichten hatte. Dann erzählte er, dass er als junger Mann auf See und dort als Bootsmann

beschäftigt war. In dieser Funktion leitete er circa ein Dutzend Männer an Deck an. Als er im Hafen auf einem Schuppen als Arbeiter anfang, empfand er die Tätigkeit daher als umso schmutziger und schwerer. Nur kurze Zeit später suchte die Firma Ausbilder, er bewarb sich und bekam die Stelle. Im Interview fragte ich ihn daraufhin: „Also wie lange hast du dann so richtig gearbeitet im Hafen?“ Nur ein paar Monate, lautete die Antwort. Durch seine Erläuterungen, die ich in Vorgesprächen über Seefahrt und Hafenarbeit hörte, hatte ich ihn mir als körperlich tätigen Arbeiter, nicht als Ausbilder vorgestellt. Zudem verweist meine Nachfrage darauf, dass ich in ihm ein waschechtes Mitglied der Arbeiterklasse gesucht, aber letztendlich nicht gefunden hatte. Denn trotz oder aufgrund seines Aufstiegs ließ er sich (und da war er nicht der einzige) nicht in eine bestimmte Klasse einordnen, sondern verortete sich vielmehr in einem breit gefassten Hafenmilieu.

Hatte die Hafenarbeit über Jahrzehnte hinweg aufgrund der harten und schmutzigen Tätigkeiten mit einem negativen Image zu kämpfen, dominiert heute ein idealisiertes, oftmals romantisches Bild, das umso übermächtiger wurde, je mehr diese Arbeitswelt verschwand. Zudem wird die heterogene Gruppe der Hafenarbeiter oft als homogene Berufsgruppe mit kollektiven Werten verstanden und beschrieben. Allerdings liegen dahinter heterogene Berufe und Karrierewege. Mit dem Prozess der Technisierung änderten sich die Strukturen und Tätigkeiten und jene, denen es möglich war, qualifizierten sich für ‚bessere‘, technische Berufe. Für viele ältere Arbeiter führte das zu einem Verlust an sozialem und kulturellem Kapital. So beendete ein Interviewpartner, der 20 Jahre lang denselben Beruf ausübte und keine hierarchische Leiter hinaufkletterte, unser Treffen an der Haustür mit dem Kommentar, dass er mir in seinen Augen nicht viel Neues über die Hafenarbeit habe erzählen können. Gesprächspartner, die einen beruflichen Aufstieg verzeichnen konnten, präsentierten sich in ihrer biografischen Selbstverortung und dem Sprechen über Technik wesentlich selbstbewusster.

Der berufliche Aufstieg war also der zentrale Erzählstoff in meinen Interviews. Auch wenn Klasse oder Klassenzugehörigkeiten nie explizit angesprochen wurden, prägten sie doch alle Erzählungen.¹ Umso klarer zeigte sich darin allerdings auch, wie bedeutend das symbolische Kapital einer früheren Arbeiterklasse für die (Selbst-)Verortung der Menschen im Hafen noch immer ist.

Auch wenn meine Tätigkeit im Hafenumuseum meine Forschung legitimierte, bekam ich die Erwartungshaltung einiger Ehrenamtlicher zu spüren, die bestimmte „Feld-Kenntnisse“ (Lindner 2001: 16) und Zugänge voraussetzten. Aufgrund meines vergleichweisen jungen Alters, meines Geschlechts, meiner Zugehörigkeit zum akademischen Betrieb sowie der mir fehlenden praktischen Arbeitserfahrung im Hafen äußerten manche Zweifel, ob ich ihre Ausführungen verstehen würde. Auch mein Forschungsinteresse sowie die gewählten Methoden wurden in Frage gestellt, was darauf verweist, dass nicht nur Hafenarbeit, sondern auch das Schreiben darüber mit unterschiedlichen Kategorien bewertet werden.

Mein Studentenjob hatte mich zu einer Dissertationsforschung und zu einem Thema geführt, das mir weder bio- noch geografisch nahelag. Und, den „Verweisungen des Feldes“ (Eisch-Angus 2019: 40) folgend, kam die Frage nach Veränderungen, dem Performen von oder Beharren auf Klassenbewusstsein auch in der Dissertation und ihrem Titel nur indirekt zum Ausdruck. Aus heutiger Sicht interpretiere ich das implizite Wissen über Klasse, das

¹ Die Interviewanalyse ergab, dass nicht nur strukturelle und politische Transformationen, sondern auch Migration sowie neoliberale Entwicklungen wie etwa die Flexibilisierung der Arbeit zu einer komplexen Klassenverschiebung führten (Schemmer 2018).

die Ehrenamtlichen während der Forschung mit mir teilten, auch als bedeutenden Teil meiner eigenen Klassenreise. Die Ethnografie ermöglichte es, die intersektionalen Klassenstruktur im Hamburger Hafen persönlich zu erfahren und damit die Mechanismen struktureller Ab-, Ein- und Ausgrenzungen erleben, verstehen und einordnen zu können. Zugleich wurde deutlich, dass und wie sich persönliches Erfahrungswissen in der Selbstdarstellung wie im Karrierespiel situativ, findig und konstruktiv einsetzen lässt.

Subjektivierung ins Prekariat: Ethnografie in der Euromayday-Bewegung

„Mit ´ner kaufmännischen Lehre kriegst Du immer ´ne Stelle“, sagte meine Mutter und als erfahrene Bürokräftin half sie mir (Marion), Bewerbungen zusammenzustellen. Doch weder Lehre noch Studium mündeten in die ‚feste Stelle‘, die ihr vorschwebte. Der damals noch wirkmächtige „imaginäre Horizont“ (Marchart 2013: 12) des Normalarbeitsverhältnisses schien mir wenig attraktiv. Stattdessen habe ich mich nach einer Reihe von freiberuflichen Jobs im Bereich Bildung/Kultur und mehrjährigem medienaktivistischem Engagement im akademischen Prekariat eingerichtet. Diese Selbstpositionierung ist Ergebnis eines Subjektivierungsprozesses, in dem sich Protestlogik, persönliches Erleben und Lektüre mit meiner Forschungspraxis in den Netzwerken der europaweiten Prekarisierungsbewegung kreuzten. Sie fasst meine Klassenposition präziser als alle Versuche, mich in einem Raster von Mittel-, Unter- und Oberschicht, Arbeiterklasse oder (Klein-)bürgertum zu positionieren. Ich lese den Begriff ‚Prekariat‘ als einen selbstbewusst-kämpferischen. Wie sich ethnografische Praxis mit klassenbezogenen Subjektivierungsprozessen in der Bedeutungsproduktion einer sozialen Bewegung in meinem Selbstverständnis zu einem erneuerten Bewusstsein von Klasse verband, ist Thema dieser Zeilen.

Mitte der 2000er Jahre machte in deutschsprachigen Sozialwissenschaften und Medien der Begriff des „abgehängten Prekariats“ die Runde (Müller-Hilmer 2006). Prekärität signalisierte dort neben Armut den Ausschluss aus gesellschaftlichen Ressourcen wie soziale Absicherung oder Bildung, verbunden mit Ressentiment und einer Neigung zu extremen politischen Einstellungen. Dagegen umfasste in der von Klaus Dörre und Mitarbeiter:innen entwickelten Typologie der Erwerbsarbeit die „Zone der Prekarität“ auch Akademiker:innen, die anspruchsvolle Arbeit unter unsicheren Bedingungen leisten (Brinkmann et al. 2006). Zur gleichen Zeit näherte sich eine soziale Bewegung ihrem Höhepunkt, die jeweils am 1. Mai mit fantasievoll und spielerisch gestalteten Euromayday-Paraden prekäre Lebens- und Arbeitswelten kämpferisch und selbstbewusst inszenierte. Statt am Rande der Gesellschaft situierte die Bewegung Prekäre in deren Zentrum. Im Aufruf zum Euromayday 2005, der in 16 europäischen Städten stattfand, hieß es: „Precarious people are now the corner-stone of the wealth production process“ (Euromayday 2005: o. A.). Die Medienpraktiken dieser transurbanen Protestbewegung habe ich in meiner Dissertation im Rahmen eines von Oliver Marchart geleiteten Forschungsprojekts zu Protest und Medien an der Universität Luzern untersucht. Den Euromayday hatte ich jedoch schon vorher kennengelernt.

Als 2001 die erste Euromayday Parade im Mailänder Stadtteil Porta Ticinese startete, jobbte ich in einem Londoner Callcenter. Die Lohnarbeit war nervtötend, aber auch angenehm flexibel, und sie bot mir einen faszinierenden Einblick in die Großstadtprekarität, eine Art Mini-Silicon Valley mit Gesundheitstees, in der eine Crew von jungen DJs, Schauspieler:innen, Grafiker:innen, Doktorand:innen aus ganz Europa telefonische Marktforschungsinterviews in ihren Herkunftssprachen führte und nach Arbeitsschluss den Firmen-PC für

eigene Arbeiten nutzte. Allerdings, meine Frage nach bezahltem Urlaub oder gar Krankengeld rief Heiterkeit hervor. Unsere *zero-hours contracts*, die eine Mindestbeschäftigungszeit von null Stunden festlegten, verpflichteten den Arbeitgeber nicht zu dergleichen Leistungen (Hamm 2005). Im Verfließen von Lohnarbeit und Autonomie bei fehlender sozialer Absicherung erlebten wir die für subjektivierte Arbeit (Schönberger & Springer 2003) typische Dynamik von Versprechen und Zumutung. Für diese Doppelgesichtigkeit prekären Arbeitens fand ich bei Euromayday immer neue witzige und ausdrucksstarke Bilder. Da gab es San Precario, den Schutzheiligen der Prekären, zu dem sich später eine Santa Precaria gesellte, oder die von aktivistischen Kollektiven in Mailand gestalteten *Imbattibili*, unschlagbare Superheroen, die wie in den Marvel Comics über spezielle, hier aus der Prekarität geborene Superkräfte verfügten (Vanni 2007). Im Jahr 2004 reihte sich mein selbstgestalteter Avatar zusammen mit 17.000 anderen aus ganz Europa in eine *Mayday Netparade* im Stil eines einfachen Computerspiels ein (Marchart et al. 2007), im nächsten Jahr ging ich zur ersten Londoner Euromayday Parade, und 2006 trat ich meine Doktoratsstelle in Luzern an.

Für die Feldforschung konnte ich Euromayday Gruppen quer durch Europa besuchen. Dort zirkulierten die gleichen postoperaistischen Ansätze, die uns auch im Forschungsprojekt beschäftigten. Die alljährlichen Euromayday-Paraden platzierten die Analyse einer postfordistischen, von immaterieller Arbeit und Prekarisierung geprägten Gesellschaft im urbanen Raum und setzten sie performativ in Szene. Die Mobilisierungsmaterialien riefen eine von Michael Hardt und Antonio Negri (2000) vorgeschlagene Multitude an, die sich entlang der Erfahrungen prekärer Lebens- und Arbeitsverhältnisse quer zur fordistischen Klassengesellschaft formiere. Im Aufruf zum Euromayday 2005 hieß es:

As precarious of Europe, flex, temp and contortionist workers, migrants, students, researchers, unmotivated wage slaves, pissed off and happy part-timers, insecure temps, willingly or unwillingly unemployed, we are acting up to take our present in our hands and are struggling for new collective rights and for our possibility to choose. (Euromayday 2005: o. A.)

In meiner Selbstpositionierung blieben die Grenzen zwischen Ethnografin und Aktivistin durchlässig. Während ich als prekäre Wissensarbeiterin die Medienpraktiken der Bewegung wissenschaftlich darzustellen suchte, ließ ich mich auch auf die Suchbewegung der Bewegung in Bezug auf meine eigene Arbeits- und Lebenssituation ein. Wir verbanden die Mittel der Analyse und des Aktivismus mit denen der Imagination und der sozialen Beziehungen. Unsere Alltage wurden zu einer Quelle von Erkenntnis und Strategieentwicklung in Bezug auf das Projekt Euromayday, und für mich auch im individuellen (Arbeits-)leben. Den Umgang mit dem Begriff Klasse erlebte ich als ein Begehren, aus den geteilten Realitäten prekären Lebens ein neues soziales und politisches Subjekt zu produzieren. Aus dem Zentrum der postfordistisch Produktionsverhältnisse heraus agierend, würde es eine Rolle einnehmen, wie sie in der industriellen Gesellschaft die Arbeiterklasse innehatte. Dass Euromayday das Thema Klasse aus der Perspektive aktuell gelebter Alltagserfahrung anging, ermöglichte beides: Differenz und Solidarisierung. Für diesen Prozess wurden eigene Formate geschaffen, wie etwa die zapatistisch inspirierten Freundeskreise in Hamburg oder die prekären Derives des feministischen Kollektivs *precarias a la deriva* (2014) in Madrid. Im Vordergrund stand nicht die individuelle Selbstverortung in einem statischen Klassenmodell. Vielmehr luden die kollektiven Erkundungen dazu ein, aus gelebter Erfahrung heraus die sich verändernden

Machtverhältnisse zu analysieren, und Wege zu ihrer Überwindung zu bahnen. Die Reflexion über die Zumutungen prekären Arbeitens und über eigene Stärken drückte sich auch in treffenden, oft mit einem Augenzwinkern gestalteten visuellen und medial verbreiteten Narrativen aus. Eine der oben erwähnten *imbattibili*-Figuren, Superflex, zum Beispiel, hatte laut Kurzbeschreibung auf einer Webseite alle erdenklichen ungesicherten Arbeitsverhältnisse durchgemacht. Dieser Stress führte zu einer durchaus willkommenen Mutation, die ihr eine nützliche Superkraft einbrachte: Von nun an konnte sie telepathisch mit allen Flexarbeiter:innen kommunizieren und so die ‚universale prekäre Verschwörung‘ in Gang setzen.

Die in Form und Inhalt von bekannten Genres klassenbewusster Repräsentation abweichenden Euromayday-Paraden stießen innerhalb der Linken nicht nur auf Zustimmung. Gestandene linke Aktivist:innen in Barcelona verspotteten sie – mit Bezug auf die Medienaffinität der Bewegung – als Rebellion hyperaktiver und superkreativer ‚Teletubbies‘ bar jeden politischen Projekts (Hamm 2015: 14). In Hamburg wurde die Einbeziehung positiver Aspekte von selbstgewählter Prekarität mit dem lapidaren Ausspruch „Wir sind prekär – yeah yeah yeah“ (Hamm 2015: 271) quittiert. In einem Mobilisierungsposter setzen sich Aktivist:innen selbstkritisch mit der Klassenposition der Bewegung auseinander. Es zeigt eine Putzfrau, die, auf den Wischmopp gestützt, nachdenklich ein poppig gestaltetes Euromayday Plakat betrachtet. Darauf bezog sich eine kritische, auch den Vorwurf des Klassismus implizierende Frage in einem Interview mit Aktivist:innen aus dem Hamburger Euromaydaykreis, ob denn die Putzfrau bei der Parade dabei gewesen sei. Sie antworteten mit einer Gegenfrage: Ja – „aber wie sah sie aus?“ Und weiter: „Ist die Putzfrau (...) hauptberuflich Studentin, nebenberuflich muss sie ihr Geld mit putzen verdienen? Oder ist die Putzfrau jemand, der mehrere Jobs gleichzeitig hat, um über die Runden zu kommen, was mittlerweile die Biografie von vielen Leuten ist? Oder hat die Putzfrau keine Papiere und nimmt chic am Euromayday teil?“ Indem sie die Pluralität von Subjektpositionen betonten, verwahrten sie sich gegen die Festschreibung klassenspezifischer Stereotypisierungen. Es gehe ihnen darum, „Kommunikationsräume [zu] eröffnen, in dem diese verschiedenen sozialen Subjekte sich Bewegungsspielraum erkämpfen und aneignen“ (Vrenegor 2006: o. A.).

In meiner Feldforschung habe ich nicht nach Herkunftsfamilien und Lebensläufen gefragt. Doch es war deutlich, dass bei Euromayday Migrationserfahrungen und Klassenübergänge unterschiedlichster Art vertreten waren: Eltern aus der Generation der Arbeitsmigration in die Bundesrepublik, Londoner Aktivist:innen mit italienischen Nachnamen. Binnenmigration in Spanien und Italien. EU-Migrant:innen wie ich selbst. Ein Bauernhof als Elternhaus. Von denen, die studierten, waren viele die ersten in ihren Familien. Manche strebten eine wissenschaftliche Karriere an. Heute sind prekäre Arbeitsverhältnisse gerade an der Universität weitgehend normalisiert. Auf die durch Novellen der Universitätsgesetzgebung in Deutschland und Österreich vorangetriebene Prekarisierung des wissenschaftlichen Mittelbaus reagierend, zirkulieren seit 2021 in sozialen Medien die Hashtags #IchBinHanna und #IchBinReyhan. Als kollektive Ankerpunkte einer kritischen Bedeutungsproduktion lassen sie sich neben San Precario und Superflex in die Reihe derer einreihen, die gelernt haben, in prekären Verhältnissen zu leben, und sich gleichzeitig dagegen wehren.

Ausblick

Geprägt durch unsere Herkunft, sensibilisiert für variable Subjektpositionen, die wir uns angeeignet haben und immer wieder korrigieren, ein- oder vornehmen, haben wir Bewusstsein entwickelt für die Greifbarkeit sozialer und kultureller Normen, die wir am eigenen Leib

dekliniert sahen. Episoden wie die oben beschriebenen zeigen, dass Klasse eigentlich überall und jederzeit passiert – in den Konjunkturen der ökonomischen Lage, in Selbst- und Fremdzuschreibungen, in Diskriminierungen und Privilegierungen. Der Prozess geschieht situativ, ist inkorporiert und bleibt oft unausgesprochen, verschleiert hinter nicht ausgesprochenen Worten und impliziten Gesten.

Klasse begleitet viele von uns aus ganz unterschiedlichen Perspektiven, und wirkt sich damit vermutlich auch auf viele Forschungen aus – ob wir sie thematisieren oder nicht, und ob wir (uns) das bewusstmachen oder nicht. Klasse ist – im Sinne der Selbst- und Fremdeinschätzung – auch in der Ethnografie stets kontextabhängig. An welchen Theorien wir uns orientieren, hängt nicht nur von Fragestellung und Forschungsfeld ab, sondern auch vom persönlichen Fundament der Klassen- und Forschungsinteressen. Denn Klasse hat immer auch mit situativen Positionierungen und Interessen zu tun. Daher verbirgt sich Klasse auch hinter kontextgebundenen Affekten, die als Reaktionen auf einfachste Handlungen oder Interaktionen ausgelöst werden können.

Wir sollten uns daher verabschieden vom immer noch in der Imagination herumschwebenden Klassenbegriff des 20. Jahrhunderts. Wer nach der Arbeiterklasse mit Schiebermütze oder Kittelschürze sucht, wird gegen die Wand rennen, und der Kapitalist hat Zigarre und Zylinderhut durch ein Paar (Designer-)Jeans ersetzt. Auch die scheinbar so klare Einordnung der Klassenlage mittels Besitz oder Nichtbesitz an Produktionsmitteln funktioniert nicht mehr in einer Zeit, in der beispielsweise die prekarierte Akademiker:in mit ihrem eigenen Computer ökonomisch schwächer gestellt sein kann als die Arbeiter:in mit einer unbefristeten Stelle in der Automobilindustrie.

Vielmehr sollten wir den Blick auf die Durchlässigkeiten legen, die die sich verändernden sozialen und ökonomischen Strukturen immer wieder zulassen oder erzwingen, und auf die Positionierungen und situativen Praktiken und Bedeutungsproduktionen der Menschen schauen, denen wir im Forschungsfeld begegnen. In Verbindung mit eigenen, geschmacks- und interessen geleiteten Subjektivierungen und im Interagieren mit Forschungsfeldern und Universität kann sich ein Möglichkeitsraum eröffnen, in dem festgefahrene Hierarchien mal spielerisch, mal kämpferisch durchkreuzbar sind. Klassenbezogene Performativität muss sich nicht darauf beschränken, sich selbst oder andere in die eine oder andere Klasse hinein- oder herauszudefinieren – sie kann auch zur Anpassung des Klassenbegriffs an die gegenwärtige gesellschaftliche Formation eingesetzt werden. Wenn Ärzt:innen streiken und weite Teile der einst dem Bürgertum zugeordnete Berufe von Prekarisierung betroffen sind, wenn Menschen der Zugang zu gesellschaftlichen Ressourcen aufgrund unterschiedlichster Diskriminierungsmechanismen verwehrt bleibt, ist Raum für neue Allianzen, in denen Klassenzugehörigkeit weder einziges Merkmal ist, noch ignoriert wird.

Anmerkungen

Wir bedanken uns bei den Herausgeber:innen dieses Sonderhefts, Felix Gaillinger und Anna Klauß, für ihren langen Atem, die solidarische Begleitung unseres reflektierenden Schreibens und für ihre gehaltvollen Kommentare, die diesen Aufsatz mitgeformt haben. Unser Dank gilt auch der Reviewerin Miriam Gutekunst für ihre wertvollen Anmerkungen und Hinweise.

Literaturverzeichnis

- Aumair, Betina & Brigitte Theißl (Hgs.) (2020): Klassenreise. Wie die soziale Herkunft unser Leben prägt. Wien: ÖGB.
- Bahr, Amrei, Kristin Eichhorn & Sebastian Kubon (2022): #IchBinHanna. Prekäre Wissenschaft in Deutschland. Berlin: Suhrkamp.
- Baron, Christian (2014): Klasse und Klassismus. Eine kritische Bestandsaufnahme. In: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 44/175, 225–235.
<https://doi.org/10.32387/prokla.v44i175.172>
- Binder, Beate (2008): Arbeiten (an) der Imagination. Einleitende Überlegungen zum Verhältnis von Kunst und Ethnographie. In: Beate Binder, Dagmar Neuland-Kitzerow & Karoline Noack (Hg.), Kunst und Ethnographie. Zum Verhältnis von visueller Kultur und ethnographischem Arbeiten. Berliner Blätter Heft 46. Münster: LIT, 10–18.
- Binder, Beate & Sabine Hess (2011): Intersektionalität aus der Perspektive der Europäischen Ethnologie. In: Sabine Hess, Nikola Langreiter, Elisabeth Timm (Hg.), Intersektionalität Revisited. Empirische, theoretische und methodische Erkundungen. Bielefeld: Transcript, 15–52. <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839414378.15>
- Bonz, Jochen, Katharina Eisch-Angus, Marion Hamm & Almut Sülzle (2017): Ethnografie und Deutung. Gruppensupervision als Methode reflexiven Forschens. Eine Einleitung. In: Dies. (Hg.), Ethnografie und Deutung. Gruppensupervision als Methode reflexiven Forschens. Wiesbaden: Springer, 1–24. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-15838-5>
- Braun, Hans (1989): Helmut Schelskys Konzept der ‚nivellierten Mittelstandsgesellschaft‘ und die Bundesrepublik der 50er Jahre. In: Archiv für Sozialgeschichte 29, 199–23.
- Brinkmann, Ulrich, Klaus Dörre & Silke Röbenack (2006): Prekäre Arbeit. Ursachen, Ausmaß, soziale Folgen und subjektive Verarbeitungsformen unsicherer Beschäftigungsverhältnisse, Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Bublitz, Hannelore (1980): Ich gehörte irgendwie so nirgends hin... Arbeitertöchter an der Hochschule. Giessen: Focus Verlag.
- Eisch, Katharina (2001): Erkundungen und Zugänge I: Feldforschung. Wie man zu Material kommt. In: Klara Löffler (Hg.), Dazwischen. Zur Spezifik der Empirien in der Volkskunde. Wien: Institut für Europäische Ethnologie, 27–46.
- Eisch-Angus, Katharina (2019): Absurde Angst. Narrationen der Sicherheitsgesellschaft. Wiesbaden: Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-20111-1>
- Euromayday (2005): Common Call. Website www.chainworkers.org. Archiviert unter <https://web.archive.org/web/20060806184841/http://www.nadir.org/nadir/kampagnen/euromayday-hh/de/2005/03/68.shtml>. Letzter Zugriff: 27.01.2024.
- Etzemüller, Thomas (2019): „It’s the performance, stupid“. Performanz → Evidenz: Der Auftritt in der Wissenschaft. In: Thomas Etzemüller (Hg.), Der Auftritt. Performanz in der Wissenschaft. Bielefeld: transcript, 9–43. <https://doi.org/10.1515/9783839446591-001>
- Färber, Alexa, Gabriele Dietze, Beate Binder & Kathrin Audehm (Hgs.) (2015): Der Preis der Wissenschaft. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die Ökonomisierung akademischer Wissensproduktion. In: Zeitschrift für Kulturwissenschaften 1/2015.
- Graf, Jakob, Kim Lucht & John Lütten (Hgs.) (2022): Die Wiederkehr der Klassen. Theorien, Analysen, Kontroversen. Frankfurt am Main, New York: Campus.
<https://doi.org/10.12907/978-3-593-44718-6>

- Gutekunst, Miriam & Alexandra Rau (2023): Nachwuchswissenschaftlerin. In: Daniel Habit, Christiane Schwab, Moritz Ege, Laura Gozzer & Jens Wietschorke (Hgs.), Kulturelle Figuren. Ein empirisch-kulturwissenschaftliches Glossar. Münster: Waxmann, 177–184.
- Hamm, Marion (2002): Reclaim the Streets! Globale Proteste und lokaler Raum. Transversal Texts. <https://transversal.at/transversal/0902/hamm/de>. Letzter Zugriff: 27.01.2024.
- Hamm, Marion (2005): Willkommen im Callcenter. Eine Montage. Wien: Transversal Texts. <https://transversal.at/transversal/0704/hamm/de>. Letzter Zugriff: 27.01.2024.
- Hamm, Marion (2015): Performing Protest. Media Practices in the Trans-Urban Euromayday Movement of the Precarious. Dissertation 2011, Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften, Universität Luzern. Luzern Open Repository. <https://doi.org/10.5281/zenodo.44514>
- Haug, Frigga (1990): Erinnerungsarbeit. Hamburg: Argument Verlag
- Hardt, Michael/Antonio Negri (2000): Empire. Cambridge, MA; London: Harvard University Press.
- Jaquet, Chantal (2018): Zwischen den Klassen. Über die Nicht-Reproduktion sozialer Macht. Paderborn: Konstanz University Press.
- Kaschuba, Wolfgang, Gottfried Korff, Bernd Jürgen Warneken (Hgs.) (1991): Arbeiterkultur seit 1945 – Ende oder Veränderung? 5. Tagung vom 30. April bis 4. Mai 1989 in Tübingen. Tübingen: Vereinigung für Volkskunde.
- Klecha, Stephan & Wolfgang Krumbein (2008): Die Beschäftigungssituation von wissenschaftlichen Nachwuchs. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-90974-5>
- Lindner, Rolf (2001): Von der Feldforschung zur Feld-Forschung. In: Klara Löffler (Hg.), Dazwischen. Zur Spezifik der Empirien in der Volkskunde. Wien: Selbstverlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 13–16.
- Marchart, Oliver (2013): Die Prekarisierungsgesellschaft. Prekäre Proteste; Politik und Ökonomie im Zeichen der Prekarisierung. Bielefeld: Transcript. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839421925>
- Marchart, Oliver, Stephan Adolphs & Marion Hamm (2007): Taktik und Taktung. Eine Diskursanalyse politischer Online-Demonstrationen. In: Marc Ries, Hildegard Fraueneder & Karin Mairitsch (Hg.), Dating.21 - Liebesorganisation und Verabredungskulturen, Bielefeld: transcript, 207–224
- Marx, Karl (1960): Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte. In: Marx/Engels Werke Bd. 8. Berlin: Dietz, 112–208.
- Müller-Hilmer, Rita (2006): Gesellschaft im Reformprozess. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Past Tense (2019): Today in London traffic history, 1995: Reclaim the Streets block Camden High Street to party against car culture. In: Past Tense. <https://pasttense.co.uk/2019/05/14/today-in-london-traffic-history-1995-reclaim-the-streets-block-camden-high-street-to-party-against-car-culture>. Letzter Zugriff: 27.01.2024.
- Ploder, Andrea & Johanna Stadlbauer (2013): Autoethnographie und Volkskunde? Zur Relevanz wissenschaftlicher Selbsterzählungen für die volkskundlich-kulturanthropologische Forschungspraxis. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 116 (3-4), 373-404. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-398316>. Letzter Zugriff: 27.01.2024.
- Precarias a la deriva (2014): Was ist dein Streik? Militante Streifzüge durch die Kreisläufe der Prekarität. Wien: transversal texts.

- Schemmer, Janine (2018): Hafenarbeit erzählen. Erfahrungs- und Handlungsräume im Hamburger Hafen seit 1950. Hamburg & München: Dölling und Galitz Verlag.
- Schönberger, Klaus & Stefanie Springer (2003): Handlungsräume subjektiver Arbeit in der Wissensökonomie: Eine Einführung. In: Dies. (Hg.), *Subjektivierter Arbeit. Mensch, Organisation und Technik in einer entgrenzten Arbeitswelt*. Frankfurt/Main: Campus, 7–21.
- Steedman, Carolyn Kay (1986): *Landscape for a Good Woman. A Story of Two Lives*. New Brunswick, New Jersey: Rutgers University Press.
- Stückrad, Juliane (2022): *Die Unmutigen, die Mutigen. Feldforschung in der Mitte Deutschlands*. Berlin: Kanon.
- Thompson, Edward P (1963): *The Making of the English Working Class*. London: Gollancz.
- Vanni, Ilaria (2007): „How to do things with words and images: Gli Imbattibili“. In: Johanna Sumiala-Seppänen & Matteo Stocchetti (Hg.), *Images and Communities. The Visual Construction of the Social*. Helsinki: Gaudeamus, 147–170.
- Vrengor, Nicole (2006): Die Putzfrau war präsent, aber wie sieht sie aus? Interview mit den OrganisatorInnen des Hamburger Euromaydays 2006. In: *ak - analyse & kritik* 504, o.S. <https://www.linksnet.de/artikel/19802>. Letzter Zugriff: 27.01.2024.
- Warneken, Bernd Jürgen (2019): Rechts liegen lassen? Über das europäisch-ethnologische Desinteresse an der Lebenssituation nichtmigrantischer Unter- und Mittelschichten. In: Timo Heimerdinger & Marion Näser-Lather (Hg.), *Wie kann man nur dazu forschen? Themenpolitik in der Europäischen Ethnologie*. Wien: Selbstverlag des Vereins für Volkskunde, 117–130.
- Widhalm, Corinna (2020): „Und warum schreibst du das dann nicht?“ Klasse, Sprache und ich. In: Riccardo Altieri & Bernd Hüttner (Hg.), *Klassismus und Wissenschaft. Erfahrungsberichte und Bewältigungsstrategien*. Marburg: BdWi, 21–30.

Autor:inneninformation

Marion Hamm ist Europäische Ethnologin an der Schnittstelle von Anthropologie, Medien- und Cultural Studies. Derzeit ist sie Principal Researcher im EU-geförderten Forschungsprojekt „Infrastructuring Libraries in Transformation“ (ILIT) am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien. Sie studierte Empirische Kulturwissenschaft und Geschichte an der Universität Tübingen, und Cultural Studies am Centre of Contemporary Cultural Studies in Birmingham. Ihr Interesse gilt der Bedeutungsproduktion in städtischen und ländlichen Umgebungen. Sie forscht und lehrt vorwiegend zu sozialen Bewegungen, Mobilitäten, Migration, umstrittenem Kulturerbe, Prekarisierung und Technosozialität in Arbeit und Alltag. marion.hamm@univie.ac.at

Janine Schemmer ist derzeit Post Doc-Researcher im FWF-geförderten Projekt „Discourses and Practices of the In-Between in the Alps-Adriatic Region: Klagenfurt, Ljubljana and Trieste 1815–1914. A Transnational, Interdisciplinary Co-Research Project“ am Institut für Kulturanalyse der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt. Sie studierte Volkskunde/Kulturanthropologie und Anglistik in München, Murcia und Hamburg. Zu ihren Schwerpunkten in Lehre und Forschung gehören Raum- und Stadtforschung, Mobilität und Materialität, Technikforschung, umstrittenes Kulturerbe und Erzählforschung. janine.schemmer@aau.at